

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Im Gehen
Autor: Hügli, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575890>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ihre Wangen, etwas Leben in ihr Gesicht. Die Starrheit begann sich allmählich zu lösen.

„Armer, armer Teufel!“ murmelte sie. Und dann — mit verzehrender Spannung hing Marchetti an ihren Lippen — „Wie gerne möchte ich helfen!“

Der Künstler kniete nieder und küßte den Saum ihres Kleides.

„Wieviel Geld brauchen Sie?“

Marchetti blickte sie enttäuscht, betroffen an. Und wieder erklärte er ihr, was er ihr schon vorher erklärt hatte, in langer, ausgiebiger, ausgeschmückter Rede, daß das Geld jetzt nichts mehr nütze, daß nur die Aufführung, die Premiere, in der der erste Stern Italiens glänzte, ihn noch, das Schicksal des Ballets retten könne.

La Prodigia hörte kaum zu. Mit all ihren Gedanken war sie schon bei der nötigen Geldsumme. Die war groß, das mußte sie, belief sich auf Tausende. Und tief erschreckt erwog sie, daß sie bares Geld in diesem Monat kaum mehr besaß. Da waren noch die Hotellkosten, die Pflegerinnen, die Ärzte, — das Begräbniß. Das alles wäre ja durch einen einzigen Arbeitsabend — so nannte sie ihr Tanzen — gedeckt, mehr wie gedeckt. Sonst war so etwas wie einige lumpige Tausend Lire nicht der Rede wert gewesen. Aber jetzt, jetzt! Gerade wo sie ganz bei leerer Kasse war!

Daß ihr Mann, von Nizza kommend, noch telegraphisch wie so oft schon eine große Summe ihr abverlangt hatte, was hatte es sie damals gekümmert! Man mußte ihm sein Spielchen, seine letzte Zerstreuung doch gönnen!

Aber jetzt! Sie seufzte tief auf. „Ich habe das Geld nicht,“ sagte sie traurig, „und weiß auch nicht, wie es herbeischaffen.“

Dieses ewige Nichtverstehen seiner langen Reden reizte Marchetti aufs äußerste. Er musterte sie trozig, und vor innerm Aerger zitternd erwiderte er: „Geld brauche ich nicht, will ich nicht. Sie treten einfach auf! Sie lassen die blöden Sentimentalitäten! Morgen Abend tanzen Sie im Teatro grande, ich habe Ihr Wort! Was den Herrn Gemahl betrifft — na — — —“

Da stieg Rotesröte in ihre Wangen. Sie gab sich keine Mühe mehr sich zu beherrschen. Ihre Augen blitzten. Sie wies mit dem Finger nach der Thür.

„Ginaus,“ rief sie, „Sie Herzloser, Sie Glender —“

„Glende Du!“ schrie der Verzweifelte, als sie rasch die Thüre hinter sich zuschloß. — Es schien, als hätte der Ton Graziosa neue Kräfte verliehen. Sie lebte plötzlich, atmete ganz anders als vorher, die Apathie war verschwunden. Aufgeregt durchschritt sie das Zimmer in ruheloser Wanderung, die feinen Nasenflügel bebten.

Wieder pochte es an die Thür. Graziosa zuckte unwillig zusammen. Ja, konnte man sie denn gar nicht in Ruhe lassen? Ein ernster, ruhiger Mann stand jetzt vor der Fassungslosen. Es war der Direktor der Impresa, ein Florentiner, der sich mit kühler Ruhe verneigte und mit förmlicher Höflichkeit die Hand der Ballerina küßte.

Nach einigen kurzen, artigen Worten des Beileids fragte er: „Signora, ich muß eine ernste Sache mit Ihnen besprechen, leider, es läßt sich nicht aufschieben. Sind Sie imstand, mich anzuhören?“

Graziosa trocknete ihre Thränen, sie setzte sich. „Ist es Ihnen,“ fuhr der Direktor in derselben ruhigen Weise fort, „nicht möglich, morgen im Ballet aufzutreten, so sind wir ruiniert. Das heißt, Marchetti und ich, — die Ballerinen

werden hungern müssen, wenn sie nicht . . . nun Sie wissen ja. Sie sind schuld, daß ich das Werk eines gänzlich Unbekannten in Szene setzen ließ, Sie allein waren die Garantie des Erfolges. Ich sagte Ihnen das in klaren Worten vor wenigen Wochen. Die ganze Verantwortung liegt auf Ihnen. Marchetti hat's gut. Er will sich eine Kugel durch den Kopf jagen. Den Luxus kann er sich gestatten. Ich aber — ich habe ein junges Weib, kleine Kinder . . .“ Der Mann hielt inne, er atmete schwer. Dann ruhiger: „Ueberlegen Sie sich die Sache, Madonna. Ist es aber wirklich notwendig, uns alle, die wir Ihnen auch nahe gestanden, dem Verderben, der Schande zu überliefern? Bedenken Sie dies! Bis heute Abend um acht Uhr erwarte ich Ihren bestimmten Bericht.“

Als die Unglückliche wieder allein war, griff sie sich wie verwirrt an die Stirn. Es rauschte und brauste um sie her wie tosende Wasserbäche.

Dort drüben lag er, mit dessen Tod für sie das Leben zu Ende schien. Und jetzt kam das Leben ungerufen zu ihr, drängte sich an sie, umfing sie mit rauen Forderungen, grausamen Notwendigkeiten. Die Folgen ihres Nichtauftretens, sie sah sie nun alle mit furchtbarer Deutlichkeit vor sich. Hunger und Glend für die Ballerinen, die auch sonst schon oft jämmerlich genug durchkommen mußten. Es gab wenig reiche „Freunde“ — so geraderwegs sich verkaufen ging auch für eine arme Ballerina nicht an, wenn der „Freund“ nicht Geld hatte.

Für den Impresario hieß die Angelegenheit Ruin, Selbstmord für den genialen jungen Komponisten!

Und dann tröstete sich die Ballerina wieder. So schlimm würde es doch nicht kommen — und doch! — nein, der Gedanke ließ sich nicht abweisen — die Möglichkeiten zu namenlosem Unglück waren eben vorhanden, mit ihnen mußte sie rechnen.

Aber auch alles, was sich stets mit ihrem Auftreten auf der Bühne verknüpfte, trat vor sie hin. Sie würde lächeln müssen in kindlicher Glückseligkeit, man würde flatschen, lärmern, toben der Beifall sie umgeben, Blumen würde man ihr zuwerfen. Und sie mußte danken und, wie sie's im Rausch des Jubels schon oft gethan, anmutige Handküsse ins Publikum werfen. Zum ersten Mal packte sie der Ekel vor sich selbst, vor ihrem Veruf.

Draußen begann die Dämmerung zu nahen, der klare Frühlingstag starb dahin in weichem blauem Duft, der etwas Wehmütig-Sehnsüchtiges an sich hatte.

Jetzt sterben zu dürfen! Ganz ruhig einschlafen, nicht mehr denken, nicht mehr fühlen, keine Qualen mehr, bloß ein traumloser Schlummer! Graziosa stand vor ihrem Toten, eine stumme Frage im Antlitz. Da lag er, friebvoll, erlöst, so zufrühen!

Wie herzensgut er gewesen war, trotz seiner Schwäche! Würde er es gelitten haben, daß um seiner willen so viel Unglück über arme ringende Menschen kommen sollte? Verwünschen würde sie das Andenken des Friedlichen, des Stillen, — und plötzlich wußte die Witwe, was sie wollte. Ein Dankesopfer sollte ihm werden, weinen würden die leichtbeweglichen Kollegen vor Rührung, und gab es ein schöneres Totenopfer, als diese matt leuchtenden Perlen der Dankbarkeit? Noch pochte ihr Herz unruhig und qualvoll; aber in ihrem Innern erhob sich der Entschluß, der feste. Eine Kraft wuchs in ihr, die jedes Zaudern überwand, alle Bedenken mit sich forttreibend, ein Mut, glorreich, siegreich, stärker als Qual und Leid, der Mut, den die Märtyrer hatten, wenn sie sich an's Kreuz schlugen ließen, um einer erhabenen Idee sich ganz aufzuopfern.

(Schluß folgt).

Im Gehen.

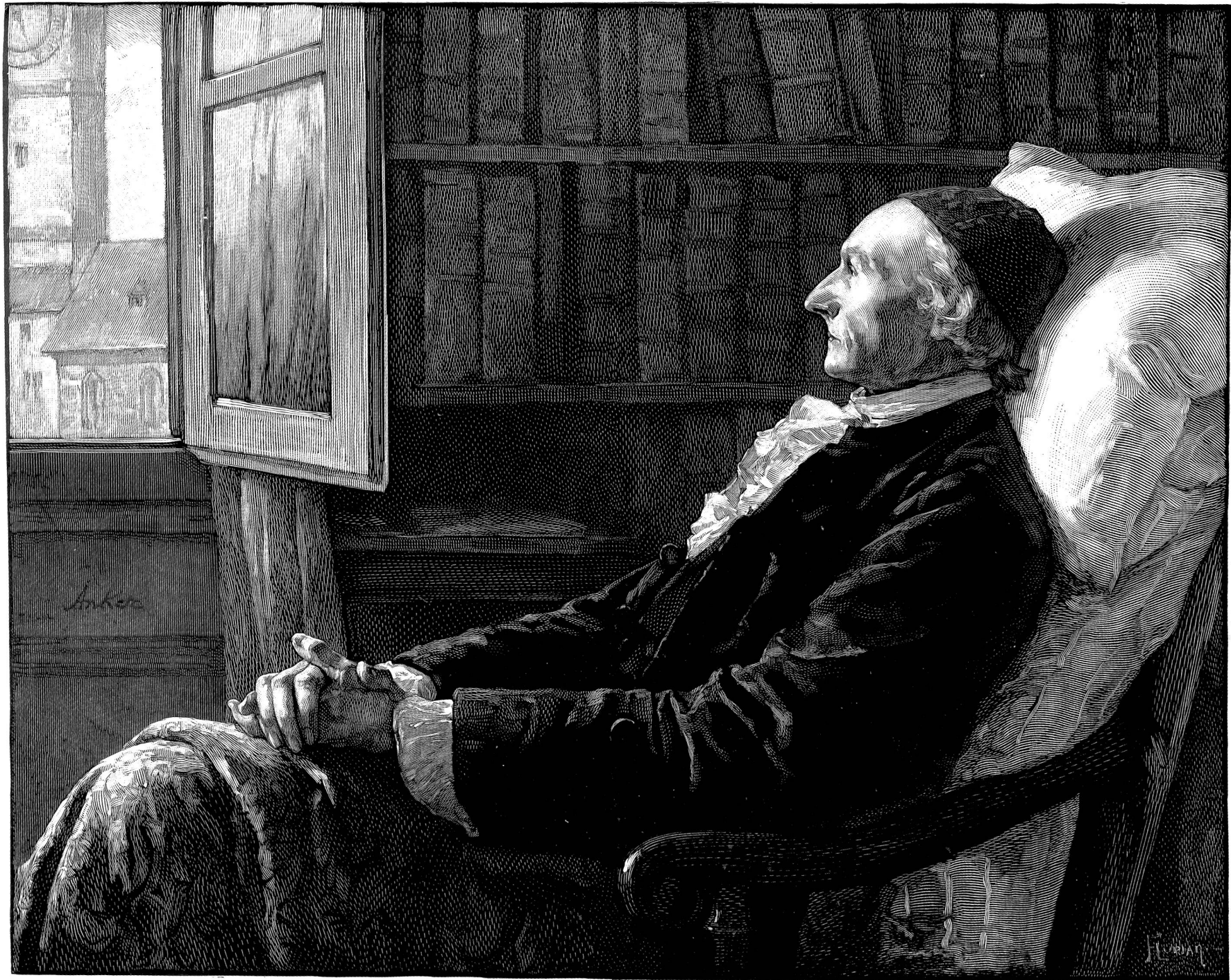
Hier, wo der Pfad das Feld durchkreuzt,
Und, ungehemmt von Busch und Strauch,
Der Wind mir meine Stirne beizt
Mit frischem Wanderhauch:

Aus meinem tiefsten Herzensgrund
Steigt jetzt ein lieb Gedanke mir,
Es nimmt der Wind mein Wort vom Mund
Und trägt es rasch zu dir!

Nun klingt ein leises Läuten an
Wie Glockenklang in deinem Ohr,
Und auch aus deines Herzens Bann
Erinn'ung steigt empor.

So findet Liebe stets den Weg
Weit über Wald und Berg und Thal,
Ihr wird zu Pfad und Brückensteg
Windhauch und Sonnenstrahl!

Emil Hügli, Chur.



Der kranke Lavater.

Originalzeichnung von Albert Anker. Holzschnitt von Florian.
(Aus der „Geschichte der Schweiz im XIX. Jahrhundert“ von Theodor Curti, Verlag von F. Zahn in Neuenburg).